

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Schulzeitung. 1860-1933 1926

14 (27.3.1926)

Badische Schulzeitung

Vereinsblatt des Badischen Lehrervereins und Verkündigungsstelle der Fürsorgevereine

Verantwortliche Leitung: W. Lacroix, Heidelberg, Schillerstr. 23, Fernruf 540. Abschluß: Mittwoch 12 Uhr. Erscheint Samstags. Anzeigen: Die 5-gesp., 88 mm breite Zeile Mk. 0,20, Chiffregebühr Mk. 1.—, Beilagen und Reklame-Anzeigen lt. besonderem Tarif. Bezugspreis: Monatlich 60 Pfg. einschließlich Postgebühren. Anzeigen und Beilagen sind an die Verlagsbuchhandlung Konkordia in Bühl (Baden) zu senden, alles übrige an die Leitung. Geldsendungen an die Kasse des „Badischen Lehrervereins“ nur an die Badische Beamtengenossenschaftsbank Postfachkonto 1400 Karlsruhe auf Bankkonto des V. L. V. Dg. 70. Geldsendungen an das Lehrerheim nur an „Lehrerheim Bad Freyersbach, Geschäftsstelle Offenburg, Postfachkonto Nr. 75843 Karlsruhe.“

Anzeigen-Aannahme und Druck: Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl (Baden). Direktor W. Beyer. Telefon 131. Postfachkonto 237 Amt Karlsruhe

14.

Bühl, Samstag, den 27. März 1926.

64. Jahrg.

Inhalt: Die Sitzung ist geschlossen. — Lebensfreude und Lebensfeier in der griechischen Philosophie. — Abschiedsworte zur Schulentlassung. Der moderne Schulaufsichtsbeamte. — Der Fortbildungsschüler. — Die Versorgung von Lehrern mit ansteckender Tuberkulose in Baden. — Der katholische Lehrerverein Württembergs und der K. th. Lehrerverband Deutschlands. — Der „bestehende Zustand“ — oder: „Wie ich ihn auffasse.“ — Rundschau. — Aus den Vereinen. — Jubiläums-Tagung. — Verschiedenes. — Bücherchau. — Vereinstage. — Inzerate.

Die Sitzung ist geschlossen!

Mit dieser stehenden Formel wurde am 22. März 1926 vom Präsidenten des Landtags nach Beendigung der ersten Lesung des Lehrerbildungsgesetzes der Landtag verabschiedet. Das Ergebnis der Ausschußberatungen ist unseren Mitgliedern bekannt. An ihm irgendwie zu bessern, schien von Anfang an ausgeschlossen, weil die aus politischer Dynamik erwachsene Verpflichtung der Sozialdemokratie an das Zentrum einfach keinerlei Änderung mehr erträgt. Dementsprechend verlief auch die Abstimmung: sämtliche Verbesserungsvorschläge wurden auch im Plenum, mit den 41 Stimmen der Regierungskoalition, niedergestimmt. Die Verantwortung für das Gesetz trägt allein die Regierungskoalition, das wurde ihr wiederholt deutlich zum Ausdruck gebracht und wurde auch dadurch noch besonders unterstrichen, daß sich bei der Schlußabstimmung über das ganze Gesetz niemand außer den Koalitionstimmen zu einem „Ja“ für das Gesetz bereitfand.

Die Verhandlungen im Landtag wurden eingeleitet durch eine scharfe Geschäftsordnungsdebatte vor der eigentlichen Beratung, in der sich die Erregung, die der ganzen Sachlage doch das Gepräge gab, zeigte. Der Beratungsbeginn war zuerst im H.-A. auf Montag, den 22. März, festgesetzt gewesen. Die Regierungsparteien selbst hatten alles Interesse daran, die Verabschiedung zu beschleunigen, so daß ihnen der Wunsch der Bürgerlichen Vereinigung, deren Fraktionsführung für diese Woche abwesend sein müsse, sehr gelegen kam, die Sitzung schon auf Freitag, den 19. März, vorzulegen.

Der Kampf drehte sich auch im Plenum des Landtags um Reaktion oder Fortschritt. Der Minister versuchte in seiner Einleitungsrede wie in Wiederholungen seine Vorlage zu begründen und ihr das Gepräge einer der freiheitlichen Entwicklung bahnbrechenden Tat zu geben. Von keiner Seite der Opposition wurde er darüber im Zweifel gelassen, daß niemand gewillt sei, diesen Gedankengängen zu folgen. Wer sich dazu bekennt, er habe mit eigener Hand den Saß von dem konfessionellen Charakter der zukünftigen Lehrerbildungsanstalten in das Gesetz geschrieben, der müsse es sich schon gefallen lassen, daß man auch zu der zukünftigen Haltung und dem Schuß der badischen Verhältnisse durch ihn und seine politischen Freunde kein Vertrauen haben könne.

Die Entwicklung der badischen Lehrerbildung wurde mit Ausgrabung alter Akten und Reskripte nach dem Für und Wider, konfessionell oder simultan, zu begründen versucht: ein ergötzliches Bild, wenn man weiß, wie gerade dieses Verfahren insbesondere der Zentrumsparterie und den hinter ihr stehenden klerikalen Kräften immer wieder die Waffen geben muß, um die durch Tradition heilige Ordnung zu „beweisen“ und den Weg zu freier Entwicklung wenn nicht zu verbarrikadieren, so doch zu erschweren. Daß in diesem Bestreben selbst Redner der Sozialdemokratie Handlangerdienste gefan haben, das ist feststehend. Diese von der Opposition wirkungsvoll bestrittenen Argumente wurden von der Zentrumsseite vermehrt durch Hereinbeziehung der neuerlich erschienenen Schrift des früheren Staatssekretärs Schulz „Der Leidensweg des

Reichsschulgesetzes“. Ein Mann, der aus tatsächlichen Radikalismus heraus über rasch entschwundenes Feuer zur marklosten Resignation herabgesunken ist, der die beiden Pole also berührt hat, von denen keiner zum Ziel geführt, schließlich seine hoffnungs- und ergebnislose Tätigkeit im Reichsministerium des Innern nun damit ab, daß er sich zu dem kraftlosen Bekenntnis durchringt, um des lieben Friedens willen die Schule den weltanschaulichen und bekenntnismäßigen Wünschen zu opfern, die starke Haltung des Reiches preiszugeben. Solche Stimmen wurden unter Belobigung ihrer Verfasser gerade von Zentrumsseite weidlich ausgenützt und mit Behagen verwendet. Kommen dann dazu noch Äußerungen wie die eines sozialdemokratischen Redners, in Baden hätten wir nicht eine Simultanschule, sondern eine zu zwei Dritteln konfessionelle Schule, dann versteht man, daß das Zentrum sich in seiner Position immer sicherer fühlt. Das kam auch in seinen Ausführungen deutlich zum Ausdruck. Das Zentrum hatte ja dank der Haltung der Sozialdemokratie eine geradezu hervorragende Position: Es wußte, daß die Hauptlast die Sozialdemokratie zu tragen habe und konnte sich darum in der Hauptsache darauf beschränken, den eigenen Standpunkt zu präzisieren und die in hoffnungsloser Abhängigkeit verstrickte Sozialdemokratie wohlwollend in Schutz zu nehmen. Eine Rolle, die von verschiedenen Seiten gebührend charakterisiert wurde. Daß das Zentrum durch seinen Redner der Lehrerschaft — mit Ausnahmen — den „heißesten Dank“ aussprechen ließ, quittieren wir mit einer kleinen historischen Reminiszenz, die dahin geht, wie immer, wenn das Zentrum der Lehrerschaft den Dank aussprach, dahinter irgendeine Vergewaltigung, irgendeine Zertrümmerung freiheitlicher Schulforderungen lag. Und auch dieses Mal verbrannten jahrzehntealte berechnete Wünsche von Schule und Lehrerschaft an diesem „heißen Danke“ zu Asche.

Trotz allem war es erfreulich, daß sich wieder einmal so etwas wie ein Aufbäumen gegen diese reaktionären und parteigegläubigen Erscheinungen zeigte. Immer und immer wieder wurde unterstrichen, wie wenig Baden seine Entwicklungslinie einhalte, wie sehr es sogar hinter den früher rückständigen Ländern Deutschlands zurückzubleiben drohe. Man wollte das nicht gelten lassen, man suchte die Vorlage zu etwas zu machen, was überhaupt nicht oder nur schwer, nur sehr lückenhaft wird erreicht werden können, und auch hier war die widerspruchsvolle Tatsache festzustellen, daß immer wieder erklärt wurde „weder das Zentrum, noch die Sozialdemokratie“ hätten bei dem Kompromiß ihre Grundsätze aufgegeben.

Materiell drehte sich auch diese zweitägige Debatte um die vier Hauptfragen: Berufsausbildung, Simultanität der Lehrerbildungsanstalten, Vorbildung, Zulassung von nicht auf dem geordneten Weg Vorgebildeten zum Staatsexamen für den Lehrberuf. Der Minister hat den Versuch der Lösung dieser Fragen charakterisiert als ein „Brückenschlagen zwischen der Auffassung des Zentrums und derjenigen der Sozialdemokratie“. Die Ablehnung des Hochschulstudiums geschah mit denselben Argumenten, wie wir sie schon aus den Berichten über die H.-A.-Verhandlungen kennen. Wenn aber der Zentrumsführer wieder einmal darauf hinweist, daß mit all dem an wissenschaftlicher Ausbildung das Wichtigste, „die

Lehrerpersönlichkeit", nicht geschaffen werden könne, daß dazu, wie beim Seelsorger das „innere Berufensein, die seelische Eignung“ gehöre, dann danken wir für diese Einsicht, die wir nur umzukehren brauchen, damit sich die Frage ergibt, ob nicht auch bei den Geistlichen diese „Persönlichkeit“ durch den wissenschaftlichen Bildungsverlauf nicht gegeben werden könne. Warum dort also Hochschulbildung, wenn sie bei gleicher Bedeutung, Wertung und Verantwortung des Berufsstandes für den Lehrerstand nicht nötig oder nicht wünschenswert ist?

Daß die Frage der Simultanität oder Konfessionalität durch die bekannte Bemerkung in der Begründung der Regierungsvorlage aufgerollt war, wurde, je länger die Debatte ging, von den Urhebern und Verantwortern des Entwurfs immer peinlicher empfunden. Mit Recht hat die Opposition demgegenüber darauf hingewiesen, daß der Satz nur darum erscheinen konnte, weil eine gewisse geistige Haltung zu seinem Inhalt vorlag. Wer sich eingehend mit dieser Frage befaßt, müsse anerkennen, daß in sämtlichen Verlautbarungen und Stellungnahmen der Vergangenheit immer wieder nur festzustellen ist, daß in der Besetzung einzelner Anstalten rein aus „Zweckmäßigkeitsgründen“ eine Tren-

wurde betont, daß die Sicherung der Ausbildung zur Erteilung des Religionsunterrichts wie bisher gewährleistet sei, daß dieselben Zweckmäßigkeitsgründe, die in der Vergangenheit zeitweise eine Einweisung nach Konfessionen bedingte, gerade für die Zukunft das Gegenteil verlangten, nämlich Zulassung in alle Anstalten aus allen Konfessionen, daß aber auch Sinn und Verständnis für unser Volk gebieterisch fordere, endlich einmal bei aller Wahrung berechtigter Interessen diese engherzigen Tendenzen der Auseinanderreißung zu überwinden. Daß hier die Sozialdemokratie versagte, ist ihre größte innere Niederlage, die sie vielleicht je in geistiger Hinsicht erlebt hat.

Auf demselben Gebiete liegt die Zulassung von nicht auf dem staatlichen Wege Ausgebildeten. Die Verteidiger der Vorlage sprachen von Terror, von Vergewaltigung, von undemokratischem Verhalten, um damit ihre eigene Schwäche bezw. Absicht zu verdecken, dem Staat die Möglichkeit, nur selbstausgebildete Anwärter zu besitzen, zu nehmen. Daß die Vorschriften die Berufsausbildung betr. für sämtliche übrigen höheren Berufe sehr streng gehandhabt werden und kaum Ausnahmen kennen, wird von der Koalition bewußt ignoriert. Und der Abg. Dr. Schofer stellt das, was die Sozialdemokratie und ihr Minister nicht Wort haben möchten fest, daß es sich bei diesen Zulassungen um aus Kloster- und Kongregationschulen Kommende handle. Die Gegner dieser Bestimmung hatten also allen Grund, auf dem Damm zu sein, und es wurden daher auch Beruhigungsversuche seitens der Sozialdemokratie „man werde sich gegen eine Bevorzugung von in privaten Anstalten Ausgebildeten zu wehren wissen“, ebenso ungläubig aufgenommen, wie die bezeichnende Bewertung „im alten Staat hätte man Bedenken gehabt, einem solchen Gesetz zuzustimmen, weil damals keine Möglichkeit einer Änderung bei einem Widerstand der Regierung bestand“.

Bezüglich der Regelung der Vorbildung wurde den Verantwortlichen immer wieder mit aller Schärfe entgegengehalten, daß der jetzige Lösungsversuch: Abitur und aushilfsweise Primareise mit einjährigem Vorkurs eine Halbheit darstelle, wie sie bisher im deutschen Bildungswesen noch nie versucht worden sei. Aber selbst die Tatsache, daß alle Länder, die bisher die Lehrerbildungsfrage regelten, wenigstens das uneingeschränkte Abitur zur Voraussetzung der Berufsbildung machten, konnte auf die Koalition keinen Eindruck machen: Die Parole des Zentrums hieß: Primareise genügt! Dieser Parole gegenüber mußte wenigstens als Teilmöglichkeit eine derartige Lösung vorgesehen werden. Alle Gründe, die von den Befürwortern auch dieser Ausnahmebehandlung aufgebracht wurden, sind zur Genüge bekannt, und mit Recht wurde dem Minister und den Koalitionsrednern entgegengehalten, daß der Vorwurf der Alles- oder Nichts politik sie selbst in erheblichem Maße kräfe, da sie tatsächlich eine Nichts politik durch diese Vorlage in die Wege leiteten.

Daß bei den Verhandlungen auch der Badische Lehrerverein und verkappt oder offen seine Führung apostrophiert wurden, darf nicht wundern. Bekanntlich hat das Wort von der „Partistellung“ böses Blut gemacht. Was ist es aber anderes, wenn man diesen Stand erneut einer Ausnahmebehandlung auf den verschiedensten Gebieten unterwirft? Es hilft nichts, diese Tatsache dann durch allerlei besondere Wertungen und daraus gefolgerte „Auslesensnotwendigkeiten“ zu umschreiben.

Die badische Lehrerschaft hat nach jahrzehntelangem Ringen im Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts endlich ihre berufsständische Einigung in einer großen Organisation gefunden. Sie hat fortgesetzt in den darauf folgenden Jahrzehnten gesetzgeberischer Arbeit aufrüttelnd und aufklärend, warnend und fördernd gewirkt und nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt. Sie hat oft auch in schärfstem Gegensatz zu den Kräften des politischen und weltanschaulichen Lebens gestanden: eines aber hat man ihr nie versagen können, die Anerkennung, daß sie stets im Interesse der Jugend, der Schule und damit des Volkes und seiner Einheit, wie seiner Fortentwicklung gekämpft hat und die größten Opfer getragen hat. Wir sind es gewohnt, in solchen Zeiten der Prägung sein zu müssen. Wir werden, wie wir unsere Unabhängigkeit im alten Staate bewahrt haben, so im neuen Staat erst recht immer wieder zu betonen haben, daß neben unseren beamtentechnischen Pflichten auch unsere staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten stehen, und daß wir wie jeder andere im Staat uns ver-

Nichtverwendete!

Auf wiederholte Anfragen:

1. Wer an der Jubiläumstagung teilnimmt, wolle sich umgehend bei Hauptlehrer Schaechner, Karlsruhe, Herrenstraße 43, anmelden.
2. Dabei ist anzugeben:
 - a) Ob und für welche Nächte Massenquartier gewünscht wird.
 - b) Ob Vergütung der Fahrt in Frage kommt und welcher Betrag für Hin- und Rückfahrt. Aus Sparfamkeitsgründen tunlichst Beschleunigten- oder Personenzug! Schnellzug nur ausnahmsweise und für ganz große Strecken! Die Auszahlung erfolgt während der Tagung.
3. Die Vergütung der Fahrt soll in entgegenkommendster Weise gewährt werden. In Frage kommen neben den bisherigen Nichtverwendeten auch die fohben aus den Seminarien Entlassenen.

nung zeitweilig erfolgte, daß aber für keine Anstalt festzustellen sei, daß neben der Hauptkonfession niemals irgendein Vertreter einer anderen Konfession vorhanden gewesen, daß insbesondere die Kollegien immer wieder einmal gemischt gewesen seien. Diese Zweckmäßigkeitsgründe, insbesondere konfessionell einheitliche Bevölkerung in der Umgebung der Anstalt, seien bei der Lage der Anstalten für die Zukunft wegfallend.

Der Minister machte hinsichtlich der Simultanität oder Konfessionalität der zukünftigen Anstalten die Mitteilung, in Baden werde auch in Zukunft jeder Schulkandidat freie Wahl haben, in welcher Art von Lehrerbildungsanstalt er sein Studium machen will. Eine an ihn im Verlauf der Debatte gestellte Frage, ob das bedeute, daß Meldungen von katholischen Abiturienten nach Heidelberg und von evangelischen nach Freiburg nicht zurückgewiesen werden sollten, wenn es sich um Antragsteller am Sitz oder aus der näheren oder weiteren Umgebung des Anstaltsortes handle, beantwortete der Minister dahin, daß „im Einzelfall auch solche Studierende zugelassen werden sollten“. Damit ist die Regierungsvorlage in dem berüchtigten Begründungssatz unhaltbar geworden. Man überlege: Die 3 Anstalten in 3 großen Städten des Landes. In Städten, mit stärkster konfessioneller Bevölkerungsmischung, mit einem näheren oder weiteren Hinterland, das ebenfalls sehr starke Konfessionsmischung bezw. Durchsetzung hat. Und dabei will man daran gehen, die Anstalten abzuschließen, weil angeblich in der Vergangenheit konfessionelle Anstalten bestanden. Mit Recht hat ihm die Opposition immer und immer wieder entgegengehalten, daß es konfessionelle Anstalten niemals gegeben habe. Mit Recht

pflichtet halten, unsere Meinung kundzutun, wo die von uns besonders anerkannten und zu fördernden Aufgaben zur Entscheidung kommen.

Der Badische Lehrerverein hat seit seiner Gründung die Grundlagen erkannt, die für seinen Berufsstand, für die Schule und für die freiheitliche Entwicklung des Geistes unbedingt nötig sind. Von Anfang an hat der Lehrerstand für die Unabhängigkeit der Schule von der Kirche, für das freie staatliche Volksschulwesen gekämpft; es war ihm selbstverständlich, daß diese Emanzipation nicht ohne schärfsten Kampf durchgeführt werden könne. Das war auch den Männern, die in den Zeiten freiheitlicher Entwicklung kämpften, kein Geheimnis, und jene Männer haben in den Tagen der Einführung der Simultanschule offen ausgesprochen, daß es verwunderlich wäre, wenn diese Loslösung der Schule von der Kirche und ihr Übergehen an den Staat kampflos zu gewinnen wäre. Im heutigen Augenblick wird diese in den siebziger Jahren aufgenommene Linie der Entwicklung unterbrochen. Auch wir stehen auf dem Standpunkt, daß in dem freien Volksstaat dem Einzelnen ermöglicht sein müßte, seine Stellung im Berufsleben sich zu erobern, ohne daß er die Wege einzuschlagen hätte, die für die Allgemeinheit vorbereitet sind. Doch wird eine derartige freie Bestimmung eines geistigen Berufes nur in einzelnen Fällen möglich sein. Diese Ausnahme trifft aber der Wortlaut des Gesetzes keineswegs. Er droht vielmehr dem Zugang von Angehörigen einer Weltanschauung die Wege zu öffnen hinein in den staatlichen Lehrberuf, um dadurch ein Ziel für die Überleitung der staatlichen Simultanschule in die Konfessionsschule zu erreichen. Die vorgesehene *M u ß v o r s c h r i f t* für die Zulassung solcher konfessionell einseitig vorgebildeten Lehrkräfte bedeutet einen Bruch mit der seit 1876 eingeleiteten staatlichen Tradition. Der Lehrerstand wird auch weiterhin mit scharfen Augen über die Beibehaltung der Simultanschule in Baden wachen und jeden Versuch eines Eingriffs in diese seit fünfzig Jahren bewährte Schulform der Öffentlichkeit zum Bewußtsein bringen. Aber gerade die jüngsten Entscheidungen über die Lehrerbildung lassen die Lehrerschaft die große Gefahr erkennen für die zukünftige Entwicklung des badischen Schulwesens, und es ist ein tragisches Geschick, daß eine freiheitliche Partei, die nach ihrem Programm verpflichtet wäre, den freiheitlichen Geist in der Schule aufrechtzuerhalten und weiterzuentwickeln, in diesem Augenblick solchen Kräften Vorschub geleistet hat. Wer von der Tribüne des Landtags aus das Minenspiel des Chefs der Zentrumsparthei beobachtete im Augenblick, als der sozialdemokratische Minister aus Akten, die auf 100 Jahre zurückgehen (die Staatsumwälzung von 1919 scheint für ihn nicht mehr zu bestehen), den Beweis zu erbringen suchte, daß die Lehrerseminare bisher schon konfessionell gewesen seien und deshalb bei Aufrechterhaltung des status quo auch weiterhin konfessionell zu führen seien: für den stand ohne weiteres fest, wer der Sieger in diesem Kampfe sein würde.

Die Lehrerschaft wird sich durch keine Gegenwirkung von dem ihr gesteckten Ziele abbringen lassen. Sie wird die Fahne des Fortschritts und der Unabhängigkeit der Schule weitertragen und vor keinem Kampfe zurückschrecken, von keinem Mißerfolg sich einschüchtern lassen. Nur das eine wird sie aus der neuesten Erfahrung wiederum erhärtet finden: daß sie sich die Geschlossenheit ihrer eigenen Front, die innere Kraft ihrer unveräußerlichen Ziele erhalten muß. Zu diesem Bekenntnis:

Auf nach Karlsruhe!

Lebensfreude und Lebensfeier in der griechischen Philosophie.

Vortrag

gehalten in der Kant-Gesellschaft in Karlsruhe 19. Februar 1926.

Von Univ.-Professor Dr. Ernst Hoffmann.

Es ist jetzt ein Jahrhundert vergangen, daß die deutschen Denker und Dichter, denen wir das Wiederaufleben der klassischen Studien zu verdanken haben — die sogenannten Neuhumanisten — den Standpunkt vertreten haben:

Griechenland das Land der Lebensfreude, der optimistischen Weltverklärung, der seligen Geschlechter. — Da sei das Christentum gekommen und mit ihm: statt Lebensfreude Weltflucht; statt

optimistischer Verklärung tiefster Pessimismus; statt der seligen Geschlechter das Gequäl der Kreatur.

Im letzten Menschenalter ist geradezu der entgegengesetzte Standpunkt herrschend geworden: gerade der Pessimismus sei es gewesen, der dem Christentum mit der Spätantike gemein gewesen sei und dem Christentum die bereitwillige Aufnahme seitens des griechisch-römischen Heidentums vorbereitet habe.

Die Gründe für diesen Umschwung unserer Auffassung liegen auf religionsgeschichtlichem Gebiete. Wir wissen, daß die christlichen Pessimisten viel älter sind als das Christentum selbst. Die christlichen Pessimisten liegen ja besonders klar in drei Gebieten des Christentums: in der Gnostik, dem Mysterium und den Apokalypsen.

1. Die Gnostik ist diejenige Richtung des Christentums, welche die Welt als radikal schlecht, als im Innersten böse und Gott entgegengesetzt auffaßt. Daher lehrt sie: Die Gnosis Gottes fängt damit an, daß wir die Welt hassen, vor allem den eigenen Leib verachten, uns seiner schämen und dem Leben entsagen.

2. Das christliche Mysterium will hinaus auf Einswerden mit Gott. Aber auf das Einswerden des Sünders mit Gott! Um diese Vereinigung zu ermöglichen, muß der Sünder sie innig ersehnen. Er ersehnt sie aber umso inniger, je mehr er seiner Sündhaftigkeit inne ist; je mehr er — ohne Rest — sich als unwürdig erkennt. Er muß die Spannung zwischen Gott und sich erst unendlich sehen, um das Einzige aufzubringen, was er seinerseits für den Akt der Union tun kann: das unsagbare Sehnen.

3. Die christlichen Apokalypsen, die zwar den Sieg Gottes am baldigen Ende der Weltgeschichte verkünden; aber diesem Sieg einen entsetzlichen Kampf voran gehen lassen, in dem der Böse noch einmal seine Scharen sammelt. Und der Schauplatz dieses Kampfes ist unsere Welt, in welcher der Kampf unter grauenhaften Zeichen und furchtbarem Elend ausgekämpft wird.

Wir wissen, daß diese Pessimisten in der Tat sehr weit davon entfernt sind, spezifisch christlich zu sein.

1. Wir kennen heute eine vorchristliche Gnosis, besonders aus iranischen Texten, die der späteren christlichen so nahe verwandt ist, daß sie nicht nur dieselben Glaubensvorstellungen, sondern schon dieselben Formeln: „Glaube, Liebe, Hoffnung“ oder „Weg, Wahrheit, Leben“ enthält.

2. Wir kennen vorchristliche Mysterien, z. B. phrygische und persische, die nicht nur genau den Gedanken der Vereinigung des Sünders mit Gott haben, sondern wiederum schon dieselben sakramentalen Formen: Taufe und Abendmahl, sowie Tod und Auferstehung des Weltretters.

Und 3. die Apokalypsen der Christen sind ebenfalls von den älteren jüdischen und heidnischen grundsätzlich nicht zu unterscheiden. Alle haben die vier typischen Momente: Schreckliche Zeichen auf Erden; Ankunft des Erlösers; der Böse sammelt seine Kräfte; Entscheidung durch Gott.

Das Spezifische der christlichen Religion liegt auf ganz anderm Gebiete, dem der Agape, die durch die Vorstellung der Gotteskindschaft zu einer neuen Herzensgesinnung wird. Gerade die Gesetze des Pessimismus sind nicht spezifisch-christlich, sondern allgemein orientalistisch; und dieser orientalistische Pessimismus hatte schon in den beiden Jahrhunderten vor Christus die ganze griechisch-römische Welt durchsetzt. —

Aber jene These des Neuhumanismus, die den griechischen Optimismus schlechthin in Gegensatz setzte zu christlichem Pessimismus, hat sich noch aus einem anderen Grunde als in dieser Form unrichtig erwiesen.

Wie kamen die Neuhumanisten überhaupt dazu, von einer typisch griechischen Weltverklärung zu reden? Das lag daran, daß sie Hellas für ein Land hielten, dem durch alle Jahrhunderte der Antike hindurch der Geist sich wesentlich gleichgeblieben sei. Und Repräsentant dieses Geistes war Homer! Was kann es optimistischeres geben als die Götterwelt Homers? Diese Götter müssen das Ideal der damaligen Menschheit gewesen sein, und mit solchem Ideal sah denn auch die Welt anders aus als später!

Da ihr noch die schöne Welt regieret; —

An der Freude leichtem Gängelband

Selige Geschlechter noch geführt,

Schöne Wesen aus dem Fabelland;

Ach, da Euer Wonnedienst noch glänzte,

Wie ganz anders war es da,

Da man Deine Tempel noch bekränzte,

Venus Amathusia.

Bei dieser Auffassung mußte sich natürlich Christentum zu Orleontum verhalten wie Leid zu Freud, Weltverachtung zu Lebensbejahung.

Aber dies Bild hat vor der ehrlichen Interpretation des 19. Jahrhunderts nicht stand gehalten. Aus zwei Gründen: 1. liegen schon bei Homer die Dinge anders. „Nichts ist so schwach wie der Mensch von allem, was sich auf Erden oder im Luftreich regt.“ Solch Spruch des Odysseus oder folgender Spruch des Glaukon „Gleich wie der Blätter-Geschlecht so sind die Geschlechter der Menschen“ — solche Aussprüche führender Helden in zentralen Situationen geben zu denken! In der Tat betrachtet der homerische Mensch das Freudendasein seiner Götter gar nicht als eine Lust für sich, sondern im Gegenteil: als eine entsetzliche Qual. Homer stellt den Krieg ganz unzweideutig so dar, daß die Leiden der Städte und Menschen oft nur einer Laune der Olympier ihren Ursprung verdanken. — Dennoch ist zuzugeben: Das Leben auf Erden, im Licht, hat für den homerischen Helden etwas Sieghaftes, weil es die Möglichkeit der Leistung und des Ruhmes hat. Ja, besser hier oben Tagelöhner als im Hades Herrscher. Hier oben leben wir, dort unten sind wir nur Schatten. Zugegeben, die homerische Erdenwelt gegen die christliche Erdenwelt ist wie weiß zu schwarz.

Zweitens aber, Homers Welt ist der Osten, Klein-Asien und die Inseln. In der Richtung des Mutterlandes ist nichts von diesem Optimismus zu spüren. Ja, wir sehen vielmehr die griechische Welt des Mutterlandes von dem ersten Jahrhundert an, da sie uns literarisch fahbar ist, vom VI. Jahrhundert an, tief unter dem Einfluß einer Religion, welche bereits grundsätzlich alle Pessimismen kennt, die später die Gnostik, die Mysterien und die Apokalypsen des Heidentums und Christentums aufweisen. Es ist dies die orphische Religion, die im VI. Jahrhundert Griechenland durchdringt und den Leib für einen lebenden Leichnam hält (wie die Gnostik), das Heil nur in der Abkehr von der Welt und Vereinigung mit Gott erblickt (Mysterion), und auch ebenfalls die Apokalypse kennt: Das Menschengeschlecht, mit Erbsünde belastet, da unsere Vorfahren, die Titanen, den Gottessohn Zagreus gefesselt haben, muß durch unendliches Elend hindurch. Erst wenn dies Elend abgebußt ist, kommt das Heil: Gott sendet seinen zum Leben wieder erweckten Sohn, als Dionysos, als Heiland, auf die Erde und entscheidet den Sieg des Guten über die Sünde.

Von dieser tief pessimistischen Erlösungsreligion, die jedes Dasein als durch Erbsünde belastet und verflucht ansieht, alles Heil nur in Abkehr von der Welt und Abgabe an die irdischen Freuden, ist vom VI. Jahrhundert an Griechenland tief durchdrungen. Das Einzeldasein, die individuelle Existenz selber, die bloße Geburt, ist Kennzeichen der Sünde. Wie unsere Vorfahren den Zagreus gemordet, nämlich in Stücke zerrissen haben, und wie dadurch statt des Göttlichen, Ganzen, Universalen das Stückhafte, Fragmentarische, Vereinzelte bewirkt worden ist, so läßt Gott uns zur Strafe als Fragmente, als endliche Einzelwesen geboren werden, und so lange es durch alle Jahrhunderte der vorchristlichen Antike laftet der Fluch auf der Menschheit. Nur die durch Kult zu vermittelnde mythische Vereinigung mit Gott schon auf Erden befreit uns aus diesem „Rad“ der Geburten. Und dann sind wir, d. h. die geweihten Mythen, erlöst.

Und dennoch hat Schiller vollkommen recht mit seinen herrlichen Worten vom Wonnedienst!

Er hatte recht, weil es eine griechische Philosophie gab. Im VI./V. Jahrhundert sehen wir auch sie noch im Banne dieser orphischen Religion. Aber von einem bestimmten Denker an ist in der Philosophie die Lebenslust in Lebensfreude verwandelt und bleibt es durch alle Jahrhunderte der vorchristlichen Antike. Dieser Mann ist Sokrates. Er rettet für Griechenland die Lebensbejahung, die Arbeit an der Welt, die Freude an der irdischen Aufgabe. Er macht die Philosophie zu einer grundsätzlich optimistischen Angelegenheit, er macht die philosophische Seele zu einer heiteren Seele. Er eröffnet einen Aspekt gegenüber dem Leben, der dann im Fortgang der griechischen Philosophie geradezu zur Lebensfeier wird.

Das Prinzip des Sokrates ist so einfach und klar, wie es tief ist: Wenn wir etwas wissen, wenn wir etwas „richtig“ wissen, so wissen wir ein Gutes, und dies macht uns glücklich.

Wenn z. B. der Mathematiker weiß, was der Kreis „ist“, so weiß er, was der „gute“ Kreis ist. Gegenstand des Wissens, der Definition, ist nicht jeder beliebige Kreis, sondern nur der Kreis,

dessen Peripherie wirklich in allen Punkten gleichen Abstand vom Zentrum hat. Gegenstand der Definition ist also der Kreis, der ist, wie er „sein soll“, der gute Kreis. Was an einem gezeichneten Kreis schlecht ist, entzieht sich sogar dem echten, mathematischen Wissen. Der Mathematiker konzentriert und begrenzt sein Denken auf das Gesollte am Kreis; das Übrige beseitigt er, übersieht er, denkt er fort. Es ist chaotisch, nicht wißbar. Hingegen das Gute ist bestimmt, dem Begriff zugänglich. — Ein wirkliches Wissen um den Staat haben heißt wiederum: wissen, wie der Staat sein soll. Der Begriff ist immer ein Gesolltes. Ich weiß: den guten Staat.

Aber das echte Wissen hat auch automatisch zur Folge, daß der Wissende das Gewußte tat.

Wenn ich einen Kreis zeichnen will und ich weiß den Kreis, also den guten Kreis, so zeichne ich ihn nicht möglichst schlecht, sondern möglichst gut. Sonst wollte ich gar keinen Kreis zeichnen. Sonst war mein Wissen noch nicht wahres Wissen. Ich wußte noch nicht, daß alles auf den gesollten Kreis ankommt; daß das Gesollte „sein“ soll; daß ich einen Widerspruch begehe, wenn ich das Gesollte anerkenne, aber nicht will.

Also Wissen heißt: das Gute wissen.

Das Gute wissen heißt: das Gute tun.

Es geht aber weiter: das Gute tun heißt: glücklich sein! Denn wenn ich Begriffe weiß; diese Begriffe aber das Sollen enthalten, die Richtung meines Tuns angeben, mein Handeln bestimmen, so ist mein Wollen, mein Handeln, mein Leben in den Dienst des Guten gestellt. Eine größere Glückseligkeit kann es nicht geben. Der Gedanke, der Logos, erschließt uns das wahre Gute; das wahre Gute enthält für uns die Glückseligkeit.

Also Logos ist es, Gedanke, Gedankenarbeit, die uns und das Menschengeschlecht zum Heile führt. Im Logos liegt unsere Aufgabe, im Logos aber auch unser Glück.

Von Stund an ist in der griechischen Philosophie ein philosophischer Pessimismus nicht mehr möglich. Was wir sündigen, sündigen wir aus Unwissenheit. Die ist heilbar. Durch den Logos, durch Belehrung, durch unermüdete Arbeit. Aber diese Arbeit macht schon froh. Der Logos selbst ist Wonne; denn er ist der Weg zum wahren Glück. Heiterer Ernst ist fortan der charakteristische Zug im Anblick der griechischen Philosophen. Und die lateinischen Kirchenväter waren als Christen konsequent, wenn sie Sokrates wegen dieser Heiterkeit, selbst noch in seiner Sterbestunde, geschmäht und sie für Pose erklärt haben. Wie andersseits Montaigne und sein bester deutscher Leser Nietzsche in dieser Heiterkeit mit Recht den Kern seiner Philosophie gesehen haben.

Diese Heiterkeit besagt: Durch den Logos ergreife ich das Sein, wie es ist. Und dieses Sein ist ein „gutes“ Sein. Das Gute ist die Wirklichkeit. Nur das Gute ist die Wirklichkeit. Das kann ich denken und danach handeln. Das Schlechte kann ich wegdenken und zerdenken und es handelnd meiden. Das Sein ist denkbar. Das Denkbare ist lehrbar. Das Lehrbare ist ausführbar, und die Ausführung macht glücklich.

Hiermit siegt die Sokratik zu gleicher Zeit gegen den Einfluß der Orphik und Sophistik! Jene leugnete die Zugänglichkeit des Guten; diese die Zugänglichkeit des Seins. Beide waren einander Eideshelfer.

Ja, aber ist nun Platons Lehre nicht sofort wieder ein Rückfall in die Orphik? Kann es in der Philosophie Orphischeres geben als das Höhlengleichnis? Unser körperliches Dasein = Dasein in einer grabartigen Höhle. Diese Höhle = dem orphischen Hades. Die Menschen gefesselt gleich den Verfluchten im Mythos. Man muß erlöst werden durch jemand, der aus dem wahren Lichtreich in diese Welt lebender Leichname heruntersteigt. Ist das nicht der orphische Heiland? Der Weg zum Heil geht in Etappen. Sind das nicht die Etappen der Weihen? Das Verlassen der Höhle mit ihrem Kreislauf der Phänomene, ist das nicht beeinflusst vom orphischen Kyklos? Draußen die Sonne, ist das nicht die reine Lichtmystik?

Die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen können gar nicht weit genug durchgeführt werden, um recht deutlich und recht drastisch zu machen, daß Platon mit ganz ähnlichen Symbolen eben auf ganz Anderes hinaus will.

Denn die Etappen sind eben nicht die Stationen der Epopten, sondern die Reihenfolge der Wissenschaften, die der Jünger des Logos durchmachen soll: Naturwissenschaft, Mathematik usw. bis zur Dialektik.

Und der Erlöser ist nicht der Heiland, sondern ein Mensch, der die Studien durchgemacht hat und nun zurückkehren und lehren soll, was er gelernt hat.

Und die Geseßtheit ist nicht die Erbsünde mit Fluch, sondern unsere „Natur“, solange wir nur sehen, hören, riechen usw. und nicht „denken“.

Und die Sonne draußen ist nicht das Licht, welches dem verzückten Epopten im Zustand der Ekstase ausblüht, sondern eine gewisse Idee, deren Zusammenhang mit andern Ideen der Wissenschaft (und deren Sonderung von diesen Ideen) nur der Dialektiker begreift — und manchmal nicht einmal der.

Gerade je wahrscheinlicher wir die formale Abhängigkeit von der Orphik machen können bei Platon, umso deutlicher wird, daß der Logos schon in ganz anderer Richtung seinen Weg genommen hat.

Es bleibt dabei: Solange das Sokratische Motiv herrscht, ist philosophischer Pessimismus nicht mehr möglich; nur Stimmungspessimismus. Das Heilmittel gegen das Leid ist der Logos. So heißt jetzt das Leitmotiv.

Ich muß es mir versagen, dies Leitmotiv durch die Geschichte der griechischen Philosophie hindurch zu verfolgen. Wie es bei Platon den Mut erzeugt, die Kultur nicht einfach wachsen zu lassen, sondern sie systematisch aufzubauen. Wie es weiter bei Aristoteles aus der Systematik Organisation des Wissens macht und aus diesem Westoptimismus die Schöpfung der ersten Universalität wird. Wie bei den Stoikern die Lehre von der Vollkommenheit der Welt entwickelt wird; denn unsere Welt, die so ist, daß es Sein gibt, gutes Sein, Wißbares, Ausführbares — ist le meilleur des mondes possibles. Selbst Leid, Kummer, Krankheit, Todesqual, sie können für den Stoiker gar nicht wirkliches Sein bedeuten. Der Weise leidet nicht, auch wenn Nero ihn hinrichten läßt. Das Leid ist — wie alles Schlechte — durch den Logos zunichte geworden.

Dies können wir nicht verfolgen, ich beschränke mich darauf zu zeigen, wie bei Epikur die Lebensfreude zur Lebensfeier wird. Gerade bei dem Philosophen, der bei oberflächlichem Hinsehen vor allem der Philosoph des Pessimismus zu sein scheint!

Was heißt Lebensfeier?

Ich will diesen Begriff in aller Kürze aus folgenden Positionen entwickeln.

1. Epikur lehnt als erster griechischer Philosoph radikal jeden Gedanken an Ewige Widerkunft, Seelenwanderung, Großes Weltjahr ab. Der einzelne Mensch ist ein einmaliges Wesen. Er ist eine zufällige Verbindung von Atomen, die unsere Geburt verursacht hat; wir sind zeitlich bloßes Aggregat von Stoffen, die der Tod wieder trennt. Und dieselbe Verbindung wird bei der Unendlichkeit der Kombinationsmöglichkeiten nicht wiederkommen. Das Individuelle wird dahin sein, weil wir nicht Individua, sondern Individua sind. Homer hatte gesagt: Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen. Dagegen sagt Epikur: Nein! In der Natur kehrt alles wieder, sie kennt nicht Untergang, nur Wechsel, nur Auferstehung. Sie stirbt nur um zu leben. Aber wir Elenden leben, um zu sterben. Weil wir ein Ich sind. Unsere irreführende Phantasie hat die Widerkunnstlehre erfunden, aus Sehnsucht, unser Ich möchte in den Geschlechtskreis der Natur gehören. Es ist aber nicht Geseß, es ist Zufall. — Also die unwiederholbare Einmaligkeit des menschlichen Lebens, der Ich-Existenz, das ist die erste Position.

2. Die zweite Position Epikurs ist: Es ist ein Wahn des Volksglaubens, die Götter kümmern sich um uns, lohnen oder strafen im Diesseits oder Jenseits. Epikur führt die Vorstellungen von Jenseits und Vergeltung einfach auf ihre psychologischen Wurzeln zurück, auf ihren Ursprung in Bedürfnissen der menschlichen Seele. Erst wenn der Mensch das erkannt hat, daß Jenseits und Vergeltung Ausgebirten seiner eigenen Seelenangst sind, hat er sich von seinen eigenen Geschöpfen befreit, ist unabhängig in seinem Selbst, hat die Ataraxie (Unerschütterlichkeit). Jeder hat es also durch seine Vernunft in eigener Macht, sich gegen die Motive der Angst und Qual immun zu machen. Im übrigen spreche die Geschichte der Religion gegen sie selbst. Die scheußlichsten Verbrechen, wie die Opferung der Iphigenie, seien auf Befehl von Dienern der Religion erfolgt. Epikurs Vernichtung der Volksreligion wurde in einer Schule als die Tat der Befreiung des Menschengeschlechtes gefeiert. Epikur der Heiland der Menschheit. Denn ohne Freisein von Furcht keine Kraft, ohne Unabhängigkeit von den Stürmen seelischer Erregung keine Windstille des Gemüts. Von Epikur an datiert die Geschichte der befreiten Menschheit. —

3. Die dritte Position: Die Entgöttlichung und Entseelung des Kosmos. Es gibt nur den leeren Raum, die Atome, die mechanische Bewegung. Vor diesem Materialismus zerfällt das Bild vom Kosmos als dem göttlichen, beseelten Kunstwerk und seiner ewigen Harmonie. Es gibt nur das Quantum Materie, das sich gleich bleibt und den Wechsel seiner Zustände nach dem Causalgesetz erleidet. Es gibt keinen Zweck, keinen Wert, keine Güter, keine Aufgaben, keine Götter. Sind sie, so höchstens in den Intermundien und ohne Einfluß.

Das sind die drei Epikureischen Positionen. „So ist also die Existenz des Menschen als etwas Sinnvolles und Wertvolles vernichtet!“ So fragt mancher. Epikur sagt: Im Gegenteil, erst jetzt ist sie gerettet, entdeckt: weil sie ganz auf sich gestellt ist. Der Mensch ist frei von allen Instanzen, die ihn behüten und mit ihm spielen, ihn prüfen, beherrschen können. Erst jetzt ist die Existenz des Menschen gegen das Nichts scharf abgetrennt: durch Geburt und Tod. Zwischen diesen beiden liegt das Leben, und das gehört uns. Was vor der Geburt und nach dem Tode ist, ist für uns nicht; denn es wird nicht empfunden. Unser Besitz ist das empfindende Leben.

Was aber wird empfunden? Lust und Unlust. Mechanisch reagiert jeder Organismus auf Unlust durch die Flucht; jeder sucht die Lust. Die Natur hat aber die reinste Lust gelegt in den vollendet schmerzlosen Zustand, in die Atopia. Alle niedrigen Lüfte haben Unlustquanten als notwendige Begleitererscheinungen zur Folge. Reine Lust besteht nur in der Abwesenheit aller Unlust. Schon Lust, welche Erregung verursacht, ist nicht rein. Also gebietet die Vernunft, unser Dasein, unsern Besitz, so zu gestalten, daß er ein vollendet schmerzloser Zustand ist. Die körperlichen Erregungen, wie die Menge sie für Lust hält, sind fast eitel Unlust. Mit der Vernunft alles wegdenken, was uns quält, die falschen Götter, den falschen Hades, die falsche Seelenwanderung, das falsche Bild vom Kosmos als dem Wohnsitz von Seelen und Geistern und kosmischen Zwecken; dies alles fortdenken, die falschen Luftvorstellungen durch den Logos zu nichte machen; dadurch frei werden, das Leben als den einzigen Besitz anerkennen, dieses Besitzes dann inne werden; erkennen, daß er unendlich viel wertvoller ist und schöner als die früheren Phantasien über Leben und Lebenswert; diese Erkenntnis ohne weiteres zu inbrünstiger Dankbarkeit gegen das Leben werden lassen, und laut den Hymnus anstimmen: Mutter der Aeneaden, du Wonne der Menschen und Götter, Leben spendende Venus! Das ist Schillers „Wonnedienst“; Venus Amathusia ist die Alma Venus! Das ist echter Epikureismus.

Denn diese schlichte Tatsache des Lebens, sie spottet allem Zerdenken. Also „ist“ sie. Ihrer sind wir gewiß. Laßt uns in einem Akte der Dankbarkeit diese Wonne des Daseins feiern. Alles, was die Menschen erdacht hatten, um dem Leben Werte zu leihen, hat sich als Lug und Trug herausgestellt. Aber was übrig geblieben, ist unendlich viel wertvoller! Die Tatsache des bewußten Lebendürfens im Licht, das ist die Wonne selbst. Das Leben ist Wonne in der Folge der Geschlechter und stammt aus Wonne. Laßt uns den wonnigen Lebensstag (almam diem) ja nicht vergeuden; laßt uns die wahre Wonne ja nicht trüben durch niedere Gelüste. Venus ist heilig, ist das Einzig Heilige, weil sie das Leben gibt. Und der Frühling ist ihre große Feier. Am Frühlingstage entzündet sich in uns zwar mit besonderer Wehmut das Empfinden für unsere Einmaligkeit, wenn wir die ewige Auferstehung in der Natur mit ansehen. Aber die Philosophie lehrt uns, daß dies Empfinden eben doch nur der Anfang ist. Der Logos gibt uns die Einsicht, daß wir statt einer schlechten Unendlichkeit eine gute Unendlichkeit haben: Das Leben ist intensiv unendlich, nicht extensiv! Dem Fragmentarischen der Lebensexistenz steht die Absolutheit und Unmittelbarkeit des Empfindens gegenüber, vermöge dessen wir — als endliche Geschöpfe — die unendliche Schaffenskraft der Natur bewußt erleben können.

Dieser Logos ist Epikureische Wonne. Nach solcher Philosophie leben heißt Epikureisch leben. Der heiligen Venus folgt von selber, wie im Hymnus des Lukrez, die „Meeresstille“ des Gemüts. —

Die christlichen Denker haben den Gegensatz zwischen sich und den Epikurceern so stark empfunden, daß sie oft einfach „die Epikureer“ sagten, wenn sie die typisch griechische Art des Philosophierens meinten.

Und hiermit trafen die christlichen Väter den Nagel auf den Kopf. Es gibt nichts Griechischeres als die Epikureische Lebensbejahung und Lebensfeier.

Aber ob Epikureisch oder nicht, heiter blieb der Logos, so lange es antike Philosophie gab. Und die christlichen Denker stellten sich bewußt in Gegensatz zu dieser Heiterkeit. Es gab ja noch ein volles halbes Jahrtausend, in dem christliche Religion und griechisch-römische Philosophie neben einander lebten, abgedichtet durch Erbsünde auf der einen Seite, durch heiteren Logos auf der anderen. Die christlichen Märtyrer starben jubelnd, weil sie in und mit und für Christus leiden durften. Der Stoiker z. B. aber stirbt — wie sein Vorbild Sokrates — mit gelassener Heiterkeit im Herzen. Gefängnis und Hinrichtung können kein Übel sein; denn es gibt gar keine äußeren Übel, die sich nicht durch richtiges Denken und gereinigtes Wollen auflösen könnten. Boethius, obwohl äußerlich christlichen Bekenntnisses, aber in seiner Philosophie Platoniker, stirbt den Tod der ungerechten Verurteilung — 900 Jahre nach Sokrates — mit dem vollen, offenen Bekenntnis zu dem von allen Übeln erlösenden, alles Leid vernichtenden, den Tod verklärenden, heiteren Logos. Er nimmt Abschied vom Leben mit einem Preislied auf die Macht des Denkens, welches die Welt als eine Welt der Vollkommenheit zu erkennen vermag. Es war vier Jahre, bevor durch kaiserliches Edikt die letzte Philosophenschule der Griechen geschlossen wurde.

Es hieße die Frage ganz falsch und schief stellen, wenn man sie in die Form kleidete: Wer hatte recht? Griechische Philosophie oder christliche Religion?

Der größte Denker der Christenheit, Augustin, ist jedenfalls genau den entgegengesetzten Weg gegangen als die Griechen:

Das Schlechte und Böse soll nicht zerdacht und aufgelöst werden, sondern gerade tief innerlich erlebt und durchgedacht werden. Das Sündenbewußtsein ist der Anfang der Weisheit. Unser Trachten ist böse.

Und aus dem Wissen des Guten folgt nach Augustin nicht, daß wir das Gute auch tun, sondern im Gegenteil, es folgt, daß wir merken: wir sündhaften, schuldbeleckten Menschen können es nie tun, es sei denn durch Gnade.

Tief eingemischt und eingewurzelt im radikal Bösen kann unser Wille nur durch erbarmende Liebe und unverdiente Gnade zu Gott emporgehoben werden.

Jeder sieht sofort: zwei Welten, das Christentum und das Griechentum. Beide haben ganz verschiedenen Anteil am Aufbau unsres abendländischen Menschentums. Sie konkurrieren vielleicht in uns nicht mehr, sondern sind wirksam in verschiedenen Provinzen unseres Selbst:

Der Logos der Griechen da, wo wir arbeiten sollen und können. Er gibt uns das Ethos, daß wir als sittliche Menschen freudig und gern und heiter tun was unsre Sache ist, und er verbannt die fauerlöpfische Grimasse aus der Sphäre des Sittlichen.

Das Christentum hat da das Wort, wo wir der Gnade bedürfen. Es ist kein Widerspruch zwischen dem sittlichen Wort „Du kannst, denn du sollst“, und dem religiösen „Ich kann nie, was ich soll“. Denn beide Male messe ich mit verschiedenem Maßstabe. Das eine Mal mit Vernunft, das andere Mal mit dem, was über aller Vernunft ist. Im Tun kann ich hochgemut, und dennoch im Glauben demütig sein.

Aber historisch bestand der Gegensatz und zwar in äußerster Schärfe. Ausdruck dieses Gegensatzes ist auch, daß das Christentum wie alle Erlösungsreligionen jener Zeit das Weltgeschehen für nahezu beendet hält, die Welt reif für den Untergang, das Gericht nahe.

Anders empfand die Philosophie, so weit sie nicht ins Fahrwasser der Religionen geriet! Die Welt ist jung, alles liegt noch vor uns. So sagte Lukrez:

„Aber mich dünkt, die Welt ist noch jung, vor Kurzem entstanden, Und ihr Ursprung reicht nicht hinauf in älteste Zeiten. Darum verfeinern sich auch jetzt gar manche Gewerbe; Jetzt erst mehren sie sich. Jetzt erst ward Vieles im Schiffbau Neu, und der Orgelbau schuf jüngst die melodischen Töne. Endlich ward Epikurs System der Natur erst kürzlich erkunden, Und ich selbst bin erst jetzt als der Allerletzte entstanden, Der in heimischen Lauten gewagt es wieder zu geben“.

So Lukrez: die Welt ist noch jung, nämlich die Welt der Kultur. Es ist noch alles zu machen. Und es kann alles geschafft und geleistet werden, da die Philosophie da ist. Das war Epikureische Besinnung, wie es Renaissance-Besinnung war (die ja an Epikur anknüpft: Bruno, Gassendi). Es gibt gar keinen stärkeren Contrast dazu als die eschatologische Stimmung des Christentums. So nicht

nur bei Paulus, sondern auch bei Augustin. Unendliches ist noch zu tun, aber es muß schnell gehen. Die Aktivität wird durch diese eschatologische Stimmung nicht geschwächt, eher gestärkt, aber nur in einer Richtung, in der Richtung aufs Geistliche, auf die Vergeistlichung der Welt.

Ich will die Kontrarietäten nicht alle sammeln, wohl aber zum Abschluß kurz darauf aufmerksam machen, daß der tiefste Sinn des ungeheuren Contrastes Epikur-Augustin erst dem ganz aufgeht, der bemerkt, daß die Christliche Philosophie der Väter, welche keinen so haßte, so beschimpfte, so schmähte, in Grund und Boden verdammt wie Epikur — dennoch gewisse Dinge mit ihm gemein hatte, die außer Epikur kein heidnischer Philosoph kennt.

Wir erinnern uns der drei Positionen, auf denen der Epikureismus ruht.

1. Es gibt kein großes Weltjahr, keine ewige Wiederkehr des Gleichen, keine Seelenwanderung. Das Menschenleben ist einmalig. Kreislauf herrscht in der Natur mit jährlichem Frühling. Dem Menschen blüht nur einmal der Mai. Das hat in dieser Bestimmtheit kein griechischer Philosoph außer Epikur ausgesprochen. Sie haben alle irgendwie mit dem Iterum paktiert. Wie bei Epikur aber, so ist es Lehrstück der Väter. Gregor von Nyssa verwendet sogar dieselbe Gegenüberstellung wie Epikur: Kreislauf der Natur (Beispiel Kyklos der Jahreszeiten), linearer Charakter des Menschenlebens. Und alle Väter polemisieren gegen Weltjahr, Seelenwanderung, Wiederherstellung usw.

2. Von einem Datum an ist die Menschheitsgeschichte Geschichte der Befreiten Menschheit. Epikur hat sie erlöst. Er hat den Ungeheuern des Aberglaubens den Kopf abgeschlagen, die Menschheit ist frei. Kein anderer Philosoph hatte: Geschichte mit einem Datum, von wo an sie Freiheitsgeschichte ist. Wohl aber hatten die Christen Geschichte mit einem Datum; von wo an die Menschheit Erlöste Menschheit ist. Epikur ist den Seinigen wie Jesus den Christen Heiland!

3. Güter, Zwecke, Werte sind nicht aus dem Kosmos zu gewinnen; er ist zu entgöttern, als barer Stoff aufzufassen. Das Bild eines von sinnvoller Harmonie durchwalteten Universums ist Fiktion. Götter, Zwecke, Werte sind ganz wo anders anzufinden, in der Ethik, nicht in der Kosmologie. Der ganze Kosmos mit seinen vorgeblieben, trügerischen Werten muß erst verloren sein, bevor wir uns des Wertes der Werte, des einzigen Gutes, des Selbstzwecks unsres Lebens bewußt werden können. Auch die christlichen Väter — bis zu Augustin hin — haben den sichtbaren Kosmos verloren, um einen andern, innerlichen Güterkosmos zu erwerben. Beide hatten sozusagen erst die Welt verlieren müssen, um das Leben zu gewinnen.

Es ist eine eigentümliche Tatsache — und soviel ich weiß, bisher noch nicht beachtet, daß auch hier — wie wir es ja im politischen Leben und sonst so oft sehen — gerade die Polaritäten eben bestimmte Dinge gemeinsam haben. Selbstverständlich bedeutet den Epikureern und den Vätern die Einmaligkeit des Lebens ganz etwas Verschiedenes: Den Epikureern ist das Leben der einzige, einmalige Besitz, den es auszuschöpfen gilt; denn er kommt nicht wieder. Dem Christen das eine, einzige Examen, das es zu bestehen gilt mit Konsequenzen für alle Ewigkeit. Aber beide haben die Einmaligkeit. Zweitens, den Epikureern und Christen bedeutet das Eine zentrale Datum in der Geschichte etwas ganz Verschiedenes; dem Epikureer: Die Natura rerum kann nur einmal richtig entdeckt werden. Alles weitere ist Ausnutzung der Entdeckung. Dem Christen: Der Erlösungstod Jesu kann nur einmalig sein; denn er ist endgültig. Aber beide haben das Eine zentrale Datum. Drittens, wiederum bedeutet es für Epikureer und Christen ganz etwas Verschiedenes: die Welt zu verlieren, um das Leben zu gewinnen. Der Epikureer hat den Kosmos preisgegeben, um ganz allein das Ichsein als Wonne zu fassen, das aus Wonne stammt und in Wonne sich fortpflanzt. Der Lebenswille — völlig bloß gelegt und nackt — er ist das Gute. Von ihm aus ist die Gütertafel überhaupt erst aufzustellen. Was dem wonnigen Lebenswille dient, ist gut; je mehr, das um so besser. Gegenteil schlecht. Für Augustin ist im Lebenswille Gutes und Böses; der Wille ist nicht einfach Physik, sondern unter allen Umständen begnadet und belastet; Gottsucher und sündig. Der Wille ist überhaupt nicht als Natur bloß zu legen, er will ja immer „etwas“ und somit immer ein Gefolltes oder Nichtgefolltes. — Aber gemeinsam ist eben beiden doch, daß sie das höchste und einzige Gut nicht durch

Projektion der Problemstellung in das Univerſum, ſondern in das Innere des Lebens ſuchen.

Aus dieſen Gemeinſamkeiten ſoll für das Chriſtentum nicht etwa in irgend einem Sinne gefolgert werden, daß es Epikureiſche Nuancen hätte, ſondern es ſoll nur für den Epikureiſmus geſolgert werden, daß in ihm genuin religiöſe Motive lagen.

Aber ein anderes ſei zum Schluſſe hervorgehoben:

Wofern die Lebensfreude der griechiſchen Philoſophie auf dem Sokraſtiſchen Saß beruhte, daß nur das Gute iſt, daß alſo Alles, was iſt, irgendwie gut und nie ganz ſchlecht iſt, hat dieſe Philoſophie auch im Chriſtentum immer wieder ſeine Macht bewährt und Segen geſtiftet. Wo im Chriſtentum die ſelbſtändige Kraft und Exiſtenz des Böſen anerkannt wurde, da entbrannte der Fanatiſmus der Ausrottung des Böſen; da wurde die Unbuſſſamkeit und brutale Graufamkeit Prinzip, entſtand die Schnüffelrei der Inquiſition und da ſtammten die Scheiterhaufen auf.

Wo aber die ganze Welt aus Gottes Vollkommenheit und Güte abgeleitet wurde, wo alles „Seiende“ in irgend einem Sinne auch als „Gutes“ galt, weil es Gottes Creatur iſt — und dieſe Theodizee wurde z. T. wörtlich von Stoa und Plotin her übernommen —, da — und nur da — gelang es dem Chriſtentum, ſogar über das Griechentum hinauszukommen und den äußeren, räumlichen Kosmos, den Epikur zerſtört hatte, durch einen viel ſchöneren Kosmos zu erſetzen, durch den Kosmos der ſittlichen Werte und Güter, die innen aufbauten, was außen zerſtört war.

Abschiedsworte zur Schulentlaſſung.

Irgendwo im Sagenland liegt ein Berg. Eine ſtolze Burg troſte auf ihm hinaus in die Lande mit ragenden Türmen und ſtarken Mauern. Drinnen in den himmeliſchen Gemächern der Burg hauste der Ritter ſorglos mit ſeinem Weib und ſeinen Kindern, in Frieden mit ſeinen Nachbarn, die rings auf den waldigen Höhen wohnten.

Aber einmal kam eine Nacht. Eine wilde Nacht, eine Sturmesnacht. Da toſte draußen vor den ſtarken Mauern Lärm wie von tauſend und abertauſend Waffen. Vom Getöſe der Waffen erwachte der Ritter und rief ſeine Knechte: „Die Nachbarn wollen die Burg zerſtören, greift zur Wehr!“ Zu ſpät! Schon hatten die Feinde die Burg erſtürmt auf heimlichen Wegen. Feuerbrände ſlogen in die Wohngebäude. Hell auf ſchlugen die Flammen und verkündeten weithin den Untergang der Feſte.

Am Morgen ſchaute die Sonne einen Trümmerhaufen, wo ehemals Türme geragt und Mauern gekrocht hatten. Aber die Trümmer aber irrte ein Weib ſuchend mit todeſtraurigem Blick. Es war des Ritters Weib. Nun war ihr Suchen am Ende: Dort lag er mit vielen Wunden. Und wie ſie nun ſein Haupt mit zitternder Hand hob, da ſchlug er nochmals die Augen auf. Sein Blick ſuchte ihre Augen, und in ihm lag eine ſtumme Bitte. Aber leht bewegten ſich ſeine Lippen. Kaum hörbar, wie leiſes Flehen: „Meine Söhne!“ Und über die Trümmerſtücke ſchweifte ſein Blick, verlor ſich dann im ſtrahlenden Blau des neuen Tages, und dann ſchloſſen ſich ſeine Augen zum letzten Schlaf.

Das Weib hatte den letzten Willen verſtanden, es ſtund auf und zog fort in den Wald und pflegte die beiden Knäbchen. Die wuchſen empor, ſtark an Körper und ſtet im Willen: dem Vater gleich. Ab und zu kamen ſie auch auf ihren Streifzügen zur Trümmerſtätte der Burg. Aber ſie hatten ein Grauen vor dem wüſten Feld, wenn die Steine im Mondlicht ſchimmerten. Als ſie aber herangewachſen waren zu ſtarken Jünglingen, da nahm ſie die Mutter mit zur Trümmerſtätte: „Heute will ich euch den letzten Willen eures Vaters ſagen, auf daß ihr in erfüllt!“ Und als ſie mit den Söhnen mitten im Trümmerfeld ſtand, da wies ſie mit den Händen ſtum auf die Steine. Dann aber ſprach ſie feierlich: „Das iſt des Vaters Vermächtnis!“ Fragend ſchauten die Söhne auf. Dann aber kam ihnen langſam der Sinn der Worte. Und ſie legten den Speer ab und das Schwert, und mit ſtarken Händen fingen ſie an aufzubauen, neu zu bauen der Väter Burg.

Es kamen Tage ſchwerſter Arbeit, ſauerſter Mühe. Aber endlich ſtand die Burg, und wie ehemals ragten die Türme zum Himmel, grüßten die Zinnen hinaus ins Land. —

Die Burg aber hieß Deutſchland. Und wer ſie nach des Kriegeſes ſchrecklicher Nacht wieder aufbauen ſoll, iſt unfere Jugend — ſeid ihr!

Doch wenn ihr nun fraget nach dem Werkzeug zum Aufbauen, ſo will ich euch dreierlei nennen: Religion, Heimatliebe, Arbeitswille!

Religion freilich, die ſich beweist im Schaffen und Handeln für ſeine Mitmenſchen, Religion, die dem Menſchen die Gewißheit gibt, daß wir alle von Gottes Gnaden ſind; Religion, die den Menſchen verwurzelt mit ſeinen Gedanken im Ewigen, dem Reiche des Geiſtes und der ewigen Kraft; Religion, die dem Menſchen die Erkenntnis gibt, daß ſein Werk, das er ſchafft, von der Ewigkeit gewogen wird, ob es ſchwer genug iſt, daß es nicht gleich in Vergessenheit fällt.

Heimatliebe! Ihr kennt das Schickſal ſo vieler Germanenſtämme, die ſtolz und ſchön und kühn und ſtark vor 1500 Jahren in der großen Völkerwanderung nach Süden zogen und dort ihren Untergang fanden:

Bäumen gleichen ſie, die, entwurzelt aus dem Boden der Heimat, elend umkamen. Da können wir die Kraft der Heimat erkennen und die Gewalt der Heimatliebe.

Arbeitswille! Erſt die Arbeit weiht unſer Leben, gibt ihm Sinn. Arbeit iſt ſich ſelbſt Lohn genug, und ſie gibt dem Menſchen das beglückende Gefühl der Kraft. Dieſe Dreieit, Religion, Heimatliebe und Arbeitswille, ſei dein Handwerkszeug, wenn du, liebe Jugend, nun mithilſt das neue Deutſchland zu bauen. Und dieſes Handwerkszeug wollen wir euch geben in der Schule! Freilich iſt das ein größeres Geſchenk, als man ſo gewöhnlich annimmt, wenn man meint, die Schule ſchenke euch nur die Fertigkeit zu rechnen, zu leſen und zu ſchreiben.

Religion war es, worüber wir ſannen, wenn wir nicht nur in der Religionsſtunde ſprachen von Pariſal, der den heiligen Oral erſtrebte, von ſeiner Demut als ſuchender Knabe, von ſeiner Würde und ſeinem Stolz als König vom heiligen Oral, von ſeiner Ehrfurcht vor dem Leide des Menſchen.

Die Liebe zur Heimat weckten und pflegten wir, wenn wir gemeinſam durch unſer Land zogen, durch unſern deutſchen Wald, über unſerer Heimat Berge. Heimatliebe wollten wir wecken, wenn wir miteinander den Freuden- und Leidensweg unſeres deutſchen Volkes durch die Jahrhunderte wanderten, wenn wir Halt machten vor manchen Großen. Nicht nur unſere Berge, Täler, Wälder: auch unſere Großen alle gehören zu unſerer Heimat. Sie ſchweben über unſer Land und ſegnen unſern Heimatboden. Und ſehen wir nicht bei dieſen Großen ſelbſt Liebe zur Heimat und Treue zum Vaterland: bei den Helden, die im Opfermut ihr Leben einſetzten um der Heimat willen, bei unſeren deutſchen Malern, die ihre Heimatliebe hineinfließen ließen in die Bilder, die ſie malten, und bei den Dichtern unſeres Volkes. Von unſerem Schiller, der ſchon vor hundert Jahren ſeinem deutſchen Volke zurief:

„Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an,
das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft!“

bis zu den Arbeiterdichtern unſerer Tage, von denen einer bekennet:

„Immer ſchon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben ſie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmſter Sohn auch dein getreueſter war.
Dank es, o Deutſchland!“

Arbeitswille! Was haben wir anders gepflegt, wenn wir in gemeinſamer Arbeit über einer Aufgabe ſaßen, wenn wir uns die Stätten der Arbeit, der Arbeit in den kohlschwarzen Gängen im Dunkel der Erde, der Arbeit am glühenden urgewaltigen Eiſen, vom Dichter verklären ließen? Aus ſeinem Munde habt ihr es kennen lernen, das Heldentum im Kampf mit dem eiſernen Element.

Gehet hin, und tut es jenen Helden gleich! Hört auch hier noch einen Arbeiterdichter, wenn er ſpricht:

„Jeder gefallene Bruder wirbt neue Hände, daß ſein verlaſſenes Werk am Leben nicht ſtirbt.“

Darum iſt der toten Brüder letztes Gebot:

„Haltet das Werk am Leben, ſo iſt kein Geopferter tot!“

Deutſche Jugend, es iſt Notzeit in deutſchen Landen! Die deutſche Burg iſt zerfallen!

Dir offen iſt das Tor ins Zukunftsland:
An eines breiten Weges Rand
ſteht wandermüde unſer Volk und ſchaut,
Ob ihm nun bald ein neuer Morgen graut.

Es schaut nach euch und fragt euch, ob ihr seid
Mit ihm zum Dienst am Vaterland bereit!
Wohlan, reicht eurem Volke nun die Hand
Und helft ihm bauen am deutschen Zukunftsland!
Friedrich Hupp.

Der moderne Schulaufsichtsbeamte.

Der Leiter der Volksschulabteilung im preussischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Paul Kaestner, gab „Lebendige Zeugnisse für die Arbeit unserer Volksschule“ heraus, worin besonders eindringliche Worte an die Schulaufsichtsbeamten gerichtet sind. Kaestner schreibt u. a.: „Es ist mir unter Vorbehalt bestimmter gebotener Ausnahmen disziplinarer Charakter und abgesehen von den bei Dienstreisen und beim Besuch großer Schulsysteme oft vorliegenden tatsächlichen Unmöglichkeiten einer Anmeldung immer als Gebot natürlicher Höflichkeit erschienen, dem Lehrer den Besuch vorher anzumelden. Die Eigenart der Arbeit der Lehrer kann durch unerwartete Störungen selbstverständlich sehr leicht nachteilig beeinflusst werden, und es ist oft schon schwer genug, in der kurzen Zeit eines Besuches wirklich ein Bild von ihr zu gewinnen. Das Urteil über die Arbeit eines Lehrers in der Klasse kann für einen lebendigen Schulaufsichtsmenschen durch die vorherige Anmeldung seines Besuches nicht beeinträchtigt werden; denn dieser Besuch läuft niemals in vorher bestimmten Formen und Bahnen und ist erst recht bei dem Klassenlehrersystem der Volksschule an keinen Stundenplan und keine Unterhaltungsgrenzen gebunden.“

Wenn man zum erstenmal mit den Kindern zusammen gelacht hat, ist das Spiel gewonnen, die Fremdheit überwunden.

Und wenn die schlimme Revisionsstarre einmal gar nicht weichen will, wird eine Pause eingeschoben und ein Spiel mit den Kindern gemacht. „Wer ist zuerst auf dem Hof?“ Dabei sind alle. Und es ist noch keinem Schulmann irgendwelchen Grades ein Stein aus der Krone gefallen, wenn er schnell einmal zwischendurch mit den Kindern „Dritten abschlagen“ gespielt, oder wenn die alten, von Bureauluft verdorbenen Lungen nicht mehr mitkonnten, ihnen dazu verholfen hat. Nachher läßt sich mit diesen Kindern Ernstes sehr viel ernster und sehr viel eindrucksvoller besprechen. Kinder nehmen überhaupt einen Mann, der noch spielen kann, mit Recht sehr viel ernster. —

Dann soll zunächst der Lehrer ungestört zu Wort kommen können. Und dabei muß der Besuch, wenn er Zeugnis will ablegen können von der Arbeit der Schule, gänzlich zurücktreten. Nichts peinlicher für Lehrer und Kinder als Besucher, die in den Gedankengang, den der Lehrer mit den Kindern verfolgt, gleich mit ablenkenden Fragen hinein plähen oder durch Unterhaltung und Bemerkungen vor der Klasse den Unterricht stören. Es mag, da leider noch nicht alle Lehrer Gedankengänge verfolgen, mitunter eine harte Geduldssprobe sein. Aber sie muß mindestens bis zur völlig negativen Feststellung durchgehalten werden. Um möglichst wenig zu stören und auch, um erkennen zu lassen, daß ich als Besuch mit der Klasse arbeiten will, setze ich mich am liebsten hinten in die Klasse mitten unter die Kinder auf eine Bank und beobachte von dort viel besser als von den vor der Klasse aufgebauten Stühlen, die immer gleich den Eindruck einer zwischen dem Besuch und der Klasse befestigten Kluft zeigen. —

Zweck und Wert unserer „Schulaufsicht“ soll darin liegen, daß sie belebend und anregend wirkt. Den guten Schulaufsichtsmenschen zieht es in die Klasse wie den Fisch ins Wasser. Er ist nicht nur Beamter zur Revision, der Klasse und Kinder durchwühlt wie der Zollbeamte das Gepäck; auf diese Weise kann jeder Schulaufsichtsbeamte jeden Lehrer fast revidieren. Sondern er ist Mensch unter gleichstehenden Menschen und hat dazu den unschätzbaren Vorzug, Mensch unter jungen Menschenkindern sein und für ihre geistige Entwicklung, für ihr Leben etwas bedeuten zu dürfen. Wer je mit dem Gefühl der tiefen und beglückenden Andacht, das jeden ernstesten Schulpfleger in einer arbeitenden Schulklasse überweht, Stunden des Erfassens und Verstehens unter jungen Menschenkindern miterlebt hat, der weiß, warum das Amt des Schulrats, richtig aufgefaßt, Kern und Stern aller Schulverwaltungsarbeit ist. Unsere Schule hat unter menschlich nicht lebendigen Schulaufsichtsbeamten nicht selten ebenso gelitten, wie sie unter ungenügenden Lehrern leiden muß. Sie hat hier und dort nicht die Förderung erfahren, deren sie bedarf, und die sie von ihnen erwarten muß.

Sie braucht den Schulaufsichtsmenschen, der Leben zu würdigen und zu zwecken weiß. —

Die Arbeit an der Volksschule fördert bei jedem Mitarbeiter ein durch warm durchblutete soziale und pädagogische Adern in kräftigem Schläge gehaltenes Herz. Ein mattes, kühles Bürokratenherz schafft sie nicht. . . .“

Der Fortbildungsschüler.

Bei allem Unterricht und aller Erziehung handelt es sich darum, den ganzen Menschen zu erfassen, in seinem Leibes- und Seelenleben. Und da, wie die tägliche Erfahrung lehrt, Seele und Leib in innigster Wechselbeziehung zueinander stehen, sollen beide Seiten, Körper und Geist, einer kurzen Betrachtung unterzogen werden, um so ein Gesamtbild unseres Schülers zu gewinnen.

Wie sind seine körperlichen Verhältnisse zu bewerten? Der Zeitpunkt des Endes der Volksschulzeit ist nicht zufällig. Er liegt vielmehr am Ende der zweiten Streckungsperiode, zu Beginn der Reifezeit. In der Entwicklung zurückgebliebene Knaben holen rasch nach, was sie an Wachstum bis jetzt nicht erreicht haben, und schießen in kurzer Zeit 10—15 cm in die Höhe. Bei allen werden die Muskeln groß, eckig, reizlos und ungelent. Der Fliegel ist fertig! Mit dem Längenwachstum findet auch eine Breiten- und Gewichtszunahme statt. Die Brustweite vergrößert sich um 3—4 cm; Herz und Lunge nehmen allmählich die doppelte Größe an. Der Blutdruck wird stärker, das Gesicht ausdrucksvoller. Ein kritischer Zustand, ein Fieberzustand des Körpers ist angebrochen. Einerseits macht sich eine gesteigerte Lebensenergie bemerkbar, andererseits aber eine geringe Widerstandskraft gegen die Bakterien. Eine gesundheitsliche Fürsorge ist deshalb vonnöten, zumal in dieser Zeit bereits die Volksgifte Alkohol und Nikotin am Marke unserer Schüler zehren. Belehrung allein führt hier nicht zum Ziel, vielmehr muß der Erzieher mit Gegenmitteln: Wandern, Turnen und Spiel heilen. Oft liegt die Geschlechtsreife wie ein Reif über dieser Jugendblütenperiode. Es ist die schwerste Krise des Lebens; Tausende gehen darin unter, Tausende kommen geknickt und flügelahm daraus hervor. Von ihr sagt der Pädagoge Sailer: „Es gibt in der Erziehung entscheidende Augenblicke, die die ganze Wachsamkeit des Erziehers in Anspruch nehmen. Solche kritischen Zeitpunkte sind jene, die den ersten Funken der Geschlechtsliebe in die unerfahrene Seele werfen.“ Und Hellpach nennt diese schweren Jahre „ein verworrenes Ringen, bis das andere Geschlecht vom Gefühls-Ich Beschlag nimmt, womit die Stunde der Kindheit zu Ende ist.“ Es ergibt sich daraus der bei untern Schülern oft beobachtete träumerische Hang, ein unbestimmtes Sehnen. Die Scheidewand zwischen dem Normalen und Krankhaften ist oft verwischt, scheint manchmal sogar gefallen zu sein. Sollen doch 80 Prozent der Geisteskrankheiten ihren Anfang in den Pubertätsjahren nehmen.

Das geistige Gepräge! Es zeigt sich als Zeit der Verbtheit, des Übermuts, des Troges und des Überflusses an Kraft, die in dem Schüler das Bewußtsein der Männlichkeit wecken. Tolle Einfälle blühen auf, trotzdem die Phantasie sonst keinen Schwung zeigt. Hervorstechend ist Mangel an Einsicht. Das Streben nach Selbstständigkeit wächst. Gehorsam wird nur mit Widerwillen geleistet. Robust, häßliches Verhalten, Neckereien und Tierquälereien sind nicht selten.

Das Vorstellungsleben ist ungemein reich. Von hundert Vorstellungen sollen 85 aus dem Kind- und Jünglingsalter stammen. (Galton). Später wird das Gehirn starrer und zu Modifikationen weniger fähig; dagegen bilden sich die Stirnlappen erst zur vollen Größe aus. Das Gedächtnis ist durch die Pubertät etwas geschwächt. Vorherrschend ist das Gefühlsleben. Die Gefühle sind tief und steigern sich leicht zu Affekten. Verslossenheit, Romantik, Schwärmen, Träumen und Bräuen sind Auslässe dieses Gefühlsreichtums. Ehrgefühl ist bei manchen in den Anfängen, bei manchen schon stärker entwickelt. Der Wille wächst; doch ist er noch wenig gefestigt, weshalb mehr Schwanken als Folgerichtigkeit im Handeln zu beobachten ist. Der stärkste Zug des werdenden Charakters ist das Selbstbewußtsein. Das Bewußtwerden des Ich wird kräftiger und führt zu Kritik, die sich hauptsächlich in Urteilen des Verwerfens gefällt. Die Autorität der Eltern leidet sehr unter dieser Kritiksucht und wird oft zum guten Teil eingebüßt. Der Junge stellt sich seinem Vater mit der Siegermiene des eben erst schläge gewordenen Helden entgegen. Er ist ja schon Mitverdiener und möchte nun auch Mitregierer in der Familie sein. Er findet das Verhalten der Eltern oft beschränkt und veraltet.

Dieses geistige Gären nimmt nach und nach geregelte Formen an und führt bei vielen aufwärts, bei andern abwärts. Allenfalls muß es die ernste Sorge des Erziehers sein, daß die jugendliche Seele bei ihrem Erwachen aus der Krisenzeit des Lebens sich nicht